

Rede von Frau Annemarie Huber-Hotz

Gemeinnützigkeit – so aktuell wie eh

Begrüssung

Mit Freude habe ich die Einladung angenommen, mit Ihnen das 200-jährige Bestehen der Gemeinnützigen des Kantons Aargau feiern zu dürfen. Gerne überbringe ich Ihnen die herzlichsten Glückwünsche der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft SGG zum stolzen Geburtstag. Ihre Kulturgesellschaft und die SGG haben gemeinsame ideelle Wurzeln. Sie liegen in der Aufbruchsstimmung des frühen Liberalismus und im Bewusstsein der sozialen Not und Armut am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Unsere Gesellschaften wurden von weitsichtigen Bürgern gegründet, für welche der Patriotismus und die Solidarität mit den Armen in der Schweiz ein wichtiges Anliegen war.

Die Philosophie der Gemeinnützigkeit unserer Vorfäter war geprägt von einem humanistisch aufklärerischen Denken, welches dem Bürger im Staat nicht nur seine individuelle Freiheit gewährleistet, sondern auch deutlich macht, dass in einem sozialen Gefüge Gemeinnutz notwendig ist und einem verabsolutierenden Eigennutz entgegen gestellt werden muss. Schon früh haben die Gemeinnützigen erkannt, dass dies nicht nur eine Aufgabe für den Staat ist, sondern ebenso sehr für die Zivilgesellschaft und ihre Organisationen. Sie wurden überall dort tätig, wo der Staat nicht handeln konnte oder wollte.

Ihre Kulturgesellschaft pflegt diese Philosophie noch heute, wenn sie auf ihrer Homepage schreibt: „Die Kulturgesellschaft engagiert sich dort, wo staatliches Handeln nicht ausreicht.“ Sie will „Steine ins Rollen bringen“ und immer dort tätig zu sein, wo sich eine Lücke im gesellschaftlichen Gefüge öffnet.

Eigennutz versus Gemeinnutz

Ein Jubiläum ist die Gelegenheit, über den Alltag hinaus sich Gedanken zu machen zu Fragen, die uns alle beschäftigen, beschäftigen müssen. Ich lade Sie deshalb ein, mit mir nachzudenken über die Rolle und den Stellenwert der Gemeinnützigkeit in unserer Gesellschaft, der Gemeinnützigkeit, der wir uns verpflichtet fühlen. Ich bin froh, dass heute die Gemeinnützigkeit – und mit ihr die Freiwilligkeit – wieder breit diskutiert wird. Sie hat in vielerlei Hinsicht an Aktualität gewonnen. Lassen Sie mich nur drei Hauptgründe für diese erfreuliche Entwicklung erwähnen.

Als erstes sei die desaströse Finanzkrise von 2008 erwähnt. Sie hat uns eindrücklich aufgezeigt, wohin blinder Egoismus losgelöst von jeglichem sozialen Verantwortungsbewusstsein führen kann. Dabei ist Egoismus und Eigennutz nicht a priori zu verurteilen. Unser Ego ist es, das uns antreibt. Der Wettbewerb, der Reiz, Mass zu nehmen am anderen und möglichst besser zu sein als er, sind massgebliche Triebfedern unseres Handelns, nicht nur des wirtschaftlichen Handelns. Hirnforschern zufolge soll es in unseren Köpfen ein entsprechendes Belohnungssystem geben, das uns auf Trab hält. Diesem Belohnungssystem zu folgen mag gut sein, solange wir nicht übertreiben und solange daraus nicht eine Gier, eine Sucht wird. „Wer von einer Sucht besessen ist, schaltet im Zweifel das Gehirn aus“, sagte der Wirtschaftswissenschaftler *Matthias Sutter*. Und wer von einer solchen Sucht befallen ist, denkt nicht mehr an die anderen, an die Gemeinschaft, an das Gemeinwohl. Der Gemeinsinn hat weder in seinem Kopf noch in seinem Herzen einen Platz.

Das eigennütziges Denken, das vielerorts zu einer solchen Sucht wurde, ist die Folge eines ökonomischen Denkens, das in den letzten Jahrzehnten über die gewinnorientierte Unternehmenswirtschaft hinaus bis in alle Winkel des gesellschaftlichen Handelns gedrungen ist. Es bestimmt unseren Alltag weit mehr als wir es uns bewusst sind. So wurden viele, vielleicht allzu viele Tätigkeiten, die früher von Freiwilligen und Ehrenamtlichen erbracht wurden, in die Erwerbswirtschaft überführt, sowohl durch die Wirtschaft selbst wie durch den Sozialstaat.

Denken wir nur an den Pflegebereich, wo heute professionelle Pflegerinnen und Pfleger ihren gerechten Lohn am Ende jedes Monats und nicht erst im Jenseits erwarten!

Ausdruck dieses ökonomischen Denkens ist es auch, dass wir uns alle von Gewinnmaximierungs-Überlegungen leiten lassen, nicht nur bei der Anlage von privaten wie von öffentlichen Mitteln. Und wenn wir schon Versicherungsprämien einzahlen müssen, wollen wir auch davon etwas haben. Die „Rendite“ ist in unserer säkularisierten Welt zu einer eigentlichen Weltreligion geworden, die neue Ideale in den Vordergrund rückt, etwa, dass man auch ohne Arbeit reich werden kann oder dass sich eine Tätigkeit nur lohnt, wenn sie auch „rentiert“. Das Verhältnis von Leistung und Lohn ist aus den Fugen geraten. Ähnliche Überlegungen haben auch in die öffentlichen Verwaltungen Einzug gehalten. Mit dem „New Public Managements NPM“ werden privatwirtschaftliche Konzepte der Rationalisierung und der Output-Optimierung auf die öffentliche Hand übertragen und treiben dort unsinnige Blüten. Der Bürger wird zum Kunden, öffentliche Dienstleistungen werden „verkauft“ oder gar privatisiert!

Die von vielen Wirtschaftstheoretikern während Jahren vertretene Vorstellung, dass das Glück der grössten Zahl der Menschen dadurch erreicht werde, dass jedes Individuum eigennützig seine eigenen Ziele verfolgt, mag bestechend sein. Die Wirtschaft hat daraus nicht nur die Überlegenheit des Marktes gegenüber dem Staat abgeleitet, sondern auch ein normatives Menschenbild, wonach der Mensch „rational“ ist, wenn er eigennützig handelt. Der Glaube daran ist uns aber spätestens seit der globalen Finanzkrise abhandengekommen. Zu Recht wird vermehrt die Frage gestellt, so ob dieses marktwirtschaftliche Credo heute noch gilt, wonach Wachstum und Produktivitätsfortschritt allen zugutekommt und wonach ein konsequentes Verfolgen von Eigennutz schliesslich auch Gemeinnutz produziert - oder andersherum gefragt, ob eigennütziges Handeln gleichzeitig die sozialen Zwecke bestens erfülle? (*Fussnote: vgl. NZZ vom 3. Juni 2011, S. 27, und Vortrag von Wolf Linder „Untergräbt ökonomisches Denken den Gemeinnutz?“ anlässlich der GV der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft SGG vom 9. Juni 2011*)

Als ermutigende Zeichen sei zum Zweiten die Verleihung des Nobelpreises für Wirtschaft im Jahr 2009 erwähnt. Er ging an die Amerikanerin Elinor Ostrom, die ihr ganzes wissenschaftliches Leben der Bedeutung der Gemeinschaftsgüter gewidmet hat. Sie hat eindrücklich nachgewiesen, dass die Nutzung von Gemeingütern wie Luft, Wasser, Boden, Natur im Allgemeinen, aber auch soziale Stabilität oder ein Zusammenleben in Frieden weder vom Staat noch vom Markt allein gelöst werden können. Und v.a. dürfen sie nicht eigennützigen Zwecken überlassen werden. Vielmehr muss für diese Gemeingüter eine wenn möglich lokale Lösung gefunden werden, die alle Beteiligten miteinbezieht. Der Erhalt dieser Gemeingüter kann weder mit Geld allein, noch mit Gesetzen und Vorschriften gesichert werden. Es braucht dazu auch eine wertschätzende Haltung - wie dies Elinor Ostrom festhält – und ein zivilgesellschaftliches Engagement der Bevölkerung.

Dieses zivilgesellschaftliche Engagement in Erinnerung zu rufen und zu würdigen ist das Ziel des europäischen Jahres der Freiwilligkeit, das ich als Drittes anführen möchte. Es soll dazu dienen, über den Wert der Freiwilligkeit für unsere Gesellschaft nachzudenken – und es soll auch dazu dienen, denjenigen, die nicht nur nachdenken, sondern auch handeln – nämlich die vielen Freiwilligen, die sich meist versteckt und im Stillen, für andere Menschen einsetzen – zu danken und ihnen mit der Anerkennung jene Belohnung zukommen zu lassen, die ihre Köpfe und Herzen auf Trab hält.

Die Grundsatzfrage nach dem Verhältnis von Eigennutz und Gemeinnutz ist allerdings nicht neu. Schon *Friedrich Schiller* liess in seinem „Wilhelm Tell“ den Stauffacher sagen: „Denn Raub begeht am allgemeinen Gut, wer nur selbst sich hilft in seiner eigenen Sache“. Die Gründer der gemeinnützigen Bewegungen, unsere Vorväter, erachteten „die Sorge für die Armen und Unglücklichen als eine unerlässliche Menschenpflicht“, wie dies *Caspar Hirzel*, der erste Präsident der 1810 gegründeten SGG bei der Eröffnungstagung ausdrückte. Und er stellte die Frage in den Raum: „Ist dann aber nicht auch ebenso richtig anzunehmen, dass die Pflicht des Christen diese Menschenpflicht dahin veredeln möchte, dass man auch überdies freiwillig mehr Sorge und arbeite und beitrage, als was gesetzmässig auferlegt werden kann?“

Gemeinsinn – eine Gegenstrategie

Im gemeinnützigen und freiwilligen Engagement liegt in der Tat eine mögliche Gegenstrategie zur erwähnten Ökonomisierung unserer Gesellschaft. Gemeinnützigkeit und Freiwilligkeit können Werte wie Sitte und Moral, Solidarität und Anteilnahme stärken, von denen Kapitalismus und Marktwirtschaft zwar profitieren, sie aber nicht hervorzubringen vermögen. Der berühmte Wirtschaftstheoretiker *Wilhelm Röpke* hat dies in seinem Werk „Jenseits von Angebot und Nachfrage“ schon 1958 eindrücklich dargelegt. Das ökonomische Denken schafft zwar Nutzen, aber keinen Sinn!

Ohne eine solche Gegenstrategie lassen sich m.E. die grossen Herausforderungen unserer Gesellschaft nicht zu lösen. Diese Herausforderungen liegen nicht mehr, wie zur Zeit unserer Gründungsväter, in der Linderung materieller Not, sondern in der Bewältigung der Folgen der Globalisierung. Wer heute in wirtschaftliche und gesundheitliche Not gerät, ist nicht mehr auf das Glück angewiesen, ins Wirkungsfeld der Mildtätigkeit zu geraten, sondern hat einen klaren, rechtlich geregelten Anspruch auf entsprechende Hilfeleistungen. Die Not ist mit den sozialen Errungenschaften indessen nicht aus unserer Gesellschaft verschwunden, sie hat nur ein ganz anderes Gesicht erhalten.

Die Not, die wir heute haben, aber noch zu wenig erkennen, ist die **Not ungenutzter Potenziale**. Ihre Ursachen sind u.a. folgende:

- Der Anteil der der nicht mehr erwerbstätigen Bevölkerung, die im Schnitt wirtschaftlich auch gut dasteht, ist stark angewachsen und wächst weiter.
- Wir bleiben heute dank guter medizinischer Versorgung länger fit.
- Das Vereinsleben ist, v.a. in den Agglomerationen und Städten, stark zurückgegangen.
- Wir sind noch weit entfernt, die Multikulturalität unseres Landes als Chance wahrzunehmen.
- Die Spezialisierung unserer Arbeitswelt und Einseitigkeit der Anforderungen lässt bei vielen Menschen ungenutzte wertvolle Kompetenzen verkümmern. Fällt mit der Pensionierung die Arbeit weg, steht man mit seiner Spezialisierung da und ist nicht mehr gefragt.
- Die Konsum- und Freizeitgesellschaft unterhält zwar die Menschen, wirkt aber nicht im eigentlichen Sinne belebend, weil sie nichts fordert. Vielmehr trägt sie zur Untätigkeit und Vereinsamung bei.

In diesen Bereichen eröffnen sich für die Gemeinnützigkeit und die Freiwilligkeit neue Handlungsspielräume, die wir ins Zentrum unserer Bemühungen stellen müssen. Früher, in den Zeiten unserer Grosseltern und Eltern, war es eine Selbstverständlichkeit, sich neben seinem Familien- und Erwerbsleben auch noch in zumutbarem Umfang für Gesellschaft, Staat, Kirche, soziale und kulturelle Aufgaben einzusetzen.

Heute finden viele Menschen, die Zeit und/oder Geld haben, den Weg nicht zu einer sinnvollen neuen Beschäftigung oder Zusatzbeschäftigung. Ich denke z.B. an junge Menschen und an „junge“ Pensionierte, oder an die zugewanderte Bevölkerung unseres Landes, die in einem freiwilligen Engagement neue Kompetenzen und Erfahrungen sammeln könnten. Freiwilligenarbeit kann auch der Schlüssel sein zu einer besseren Integration in die Gesellschaft und ein Mittel dazu, Menschen, die nicht voll am Leben teilhaben können, zum Leben hin zu befreien.

Gemeinnützigkeit und Freiwilligkeit können so vielfältig sein wie das Leben selbst; sie bieten Menschen mit den unterschiedlichsten Begabungen, Charaktereigenschaften und Kenntnissen Ansatzpunkte, den Fauteuil der Einsamkeit zu verlassen und durch eigenes Tun am Leben zu partizipieren, sich selbst und andere besser kennen zu lernen und schlummernde Potenziale auferstehen und durch Nutzung wachsen zu lassen.

Freiwilligkeit in all ihren Facetten ist in unserer heutigen Gesellschaft zudem in der Lage, das Gefälle, das es in der klassischen Mildtätigkeit zwischen Gebenden und Empfangenden zwangsläufig gibt, durch gleiche Augenhöhe zu ersetzen. Wer hilft, hilft zuallererst sich selbst, so paradox das auch tönen mag. Und wer auf direkte, persönliche Weise Hilfe erhält, hat in aller Regel meist die Möglichkeit, etwas zurückzugeben, und sei es nur ein Aufleuchten des Gesichts, das der Gebende nicht mehr vergisst. Wer in guten Tagen Freiwilligenarbeit leistet, kann in

schlechten Zeiten das, was ihm andere geben, leichter annehmen, ohne sich in seiner Würde angetastet zu fühlen. Denn was er heute empfängt, das hat er gestern schon gegeben.

Zugegeben: Es wird in der Schweiz auf dem Feld der Gemeinnützigkeit und Freiwilligkeit schon sehr viel Hervorragendes geleistet. Der Freiwilligen Monitor der SGG zeigt auf, dass rund ein Drittel der erwachsenen Bevölkerung in irgendeiner Form Freiwilligenarbeit leistet (*Fussnote: Isabelle Stadelmann-Steffen, Richard Traunmüller, Birte Gundelach und Markus Freitag, Freiwilligen-Monitor der Schweiz 2010, Reihe „Freiwilligkeit“, Seismo-Verlag 2010*). Trotzdem müssen wir aber nach neuen Möglichkeiten suchen, das erwähnte Potenzial zu nutzen. Wir müssen neue Formen für Freiwilligeneinsätze und neue Anreize dafür finden. Dazu gehört auch, der Freiwilligenarbeit eine gewisse Professionalität zu geben, indem Freiwillige auf ihre Einsätze vorbereitet und begleitet werden. Wichtig ist auch, die gesellschaftliche Anerkennung sicherzustellen.

Gefordert sind nicht nur die gemeinnützigen Organisationen der Zivilgesellschaft. Gefordert sind auch der Staat und die Wirtschaft. Es gilt, die Zusammenarbeit zwischen Staat und Gemeinnützigen zu stärken und neue Formen dafür zu finden. Wir müssen uns auch wieder bewusst werden und eingestehen, dass es nicht für alle Probleme staatliche Eingriffe braucht, um gute und effiziente Lösungen zu produzieren. Aber auch die Wirtschaft muss wieder vermehrt mitziehen und ihre gesellschaftliche Verantwortung wahrnehmen, etwa durch Förderung der Freiwilligkeit bei den Mitarbeiter/innen und/oder durch Unterstützung von guten Projekten von zivilgesellschaftlichen Organisationen. Denn schliesslich sind unsere Gesellschaft und der Staat auf die Gemeinnützigkeit und die Freiwilligenarbeit angewiesen. Sie stellen mit den, gemäss den Statistiken in der Schweiz jedes Jahr rund 700 Millionen freiwillig geleisteten Arbeitsstunden einen grossen, volkswirtschaftlichen Wert dar. Das private gemeinnützige und freiwillige Engagement hat aber auch einen immensen gesellschaftspolitischen Wert. Es trägt zum Zusammenhalt in der Gesellschaft bei und schafft, zusammen mit dem Staat, das Gemeinwohl.

Gemeinsinn macht Sinn

Die Förderung des gemeinnützigen Engagements macht demnach für die Gesellschaft ebenso wie für den Staat Sinn. Sie macht aber auch Sinn für diejenigen, die sich freiwillig engagieren. Der erwähnte Freiwilligen-Monitor, aber auch die zurzeit sehr produktive Glücksforschung weisen nach, dass Freiwilligenarbeit das Leben bereichert, indem es ihm einen tieferen Sinn verleiht. Die Motivation, Freiwilligenarbeit zu leisten, liegt gemäss diesen Studien vor allem darin, mit anderen etwas zu bewirken, Verantwortung zu übernehmen, neue Erfahrungen zu machen, sich für den Mitmenschen einzusetzen. Die Freiwilligenarbeit ermöglicht es uns, echte Arbeit mit echten Menschen zu leisten, sich mit anderen Menschen respektvoll und konstruktiv auseinanderzusetzen und damit auch zur Förderung der traditionellen gesellschaftlichen Werte wie Solidarität, Respekt, Toleranz, Anteilnahme und Zuwendung beizutragen.

Die Währung, in der Freiwilligenarbeit „bezahlt“ wird, sind Ausloten der eigenen Persönlichkeit, Kompetenz- und Erkenntnisgewinn, lebendiger Austausch mit anderen, Anerkennung und Teilhabe an etwas Sinnstiftenden. Das sind echte Werte. Das sind die Boni, die wir brauchen. Darin verbinden sich denn auch Eigennutz und Gemeinnutz. Oder, wie dies *Wolf Linder* treffend darlegte: „Gemeinsinn ist eine bewährte, kultivierte, überlegte oder intelligente Form des Egoismus, weil sie dem Individuum mehr Authentizität und Anerkennung, Bedeutung und Sinn verspricht“.

Ich schliesse mit den Worten des ehemaligen UNO-Generalsekretär Kofi Annan anlässlich der Eröffnung des UNO-Jahres der Freiwilligkeit 2001, die auch in diesem europäischen Jahr der Freiwilligkeit noch Gültigkeit haben: „Im Zentrum der Freiwilligenarbeit findet man die Grundwerte des Dienstes und der Solidarität – und der Glaube, dass wir alle zusammen eine bessere Welt machen können.“ Der Einsatz für eine bessere Welt ist eine ständige Aufgabe, die zu erfüllen im Interesse aller Menschen auf der Welt liegt. Und wenn wir weiterhin Menschen finden, die menschenfreundlich, neugierig und engagiert am gemeinen Nutzen mitarbeiten, hat die Gemeinnützigkeit nichts von ihrer Aktualität und Bedeutung für die geistige und materielle Wohlfahrt verloren.